


Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

13.2.1921 (No. 7)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 7  13. Febr. 1921

Kurt Heinrich / Eine Kulturbilanz.

Graf Herm. Keyserlings „Reisetagebuch eines Philosophen“.

Es war wohl das ihm tiefinnewohende Daimonion, das den baltischen Edelmann, Grafen Hermann Keyserling wenige Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges noch einmal in die weite Welt und um die Welt herum trieb, auf daß er auf diesem „kürzesten Wege sich selbst finde“. Als die Frucht dieser Wanderung, ein zwei Bände starkes Erkenntnis- und Bekenntnisbuch erscheinen konnte, war das eigentliche Weltergehen beendet, waren drei große Reiche zertrübt, bebte ein großer Teil der Menschheit in der wirtschaftlichen, sozialen und doch auch geistigen Krise, deren Ausgang und letzte Bedeutung uns noch dunkel ist.

Das Reisetagebuch eines Philosophen ist vielleicht das fesselndste und gehaltvollste literarische Werk, das in den letzten Jahren erschienen ist. Es ist nicht Koketterie, wenn der Verfasser in der Vorrede bittet, sein Buch zu lesen wie einen Roman. Es ist wirklich eine geistige Entdeckungs- und Abenteuerreise, zu der wir eingeladen werden, und der Kampf eines faustischen Menschen mit allen erhabenen und bunten Wundern der Erdbühnenwelt aller Breiten und Erdteile, sein sehnsüchtiges hingebendes Eintauchen in die geheimnisvollen Kulturen und religiösen Lebensstufen des Orients, wie seine Auseinandersetzung mit der auf's höchste gesteigerten mechanischen Arbeitsvitakritik des Amerikanertums, wirken im besten, d. h. in jenem Sinne dichterisch, der das Zueinanderfließen der forschenden, religiösen und künstlerisch intuitiven Kräfte kennzeichnet.

Dann aber bleibt der dauernde Gewinn dieses Buches, der freilich durch langsames und wiederholtes Lesen geschöpft sein will, daß es unaufdringlich an dieser gewaltigen Zeitenwende eine Kulturbilanz zu ziehen versucht und uns zu deren selbständigen Nachprüfung zwingt, aus der sich die wertvollsten Fundamente und Antriebe für die eigene Weltanschauung und Lebensbewertung ergeben müssen.

Keyserling, dem äußere Schicksalsgunst materielle Unabhängigkeit und Guttraffigkeit mitgegeben hat, ist seit früher Jugend ein „Wahrheitssucher“ gewesen. Was in ihm lag, hat aber erst eine oft schwere, dumpfe und dunkle Entwicklung nehmen und dann mit klarem zähem Willen ausgebildet werden müssen. Wir erfahren gelegentlich, daß er viel fränklich und vorübergehend blind gewesen ist, was für die Stärkung seines inneren Auges und seiner geistigen Konzentration von großer Bedeutung war. Wir lesen auch, daß er jahrelang als Jäger ein leidenschaftlicher Naturfreund und zugleich im Laboratorium ein eifriger Naturforscher war, aber auch daß er gesellschaftliches, europäisches Leben, ohne es sehr zu lieben, in vielen europäischen Hauptstädten kennen gelernt hat. Vor allem aber läßt jede Seite des Tagebuches, auch wenn wir die andern Arbeiten des Philosophen nicht kennen, das umfassende, selbständig tiefwühlende Studium der menschlichen Erkenntnisfrüchte und Erkenntnisübungen hervortreten.

Was den Verfasser, „als die Zeit sich ihm erfüllte“ hatte, in die Welt hinaustrief, war einmal die Protenssehnsucht. „Ich

will das Klima der Tropen, die indische Bewußtseinslage, die chinesische Daseinsform und viele andere Momente, die ich gar nicht vorausberechnen kann, umschichtig auf mich wirken lassen und zusehen, was mir wird.“ Aber noch war es wohl die Absicht, Auge in Auge mit der Seele des Ostens den Urwiderspruch im eigenen Selbst zwischen „Leben“ und „Erkenntnis“, zwischen tatkräftiger willensautonomer Bejahung der Wirklichkeit und erlösender Hingabe an die ewigen Hintergründe der Erscheinungen, in einer frommen, vita contemplativa eher als bisher lösen zu können. Der Widerspruch ist geblieben, das ganze Buch hindurch, und wenn der philosophische Wanderer dann zurückgekehrt ist und mitten in den Wirren der aus den Fugen gegangenen Zeit die Summe zu ziehen versucht, so kann er wohl für sich selber aus neu gewonnener Reife heraus eine männliche Resignation und heitere Zuversicht in die unverstehbare Lebenskraft der Menschheit auch durch die schlimmsten Krisen hindurch bekennen. Eine Lösung jenes Konfliktes zwischen vita activa und vita contemplativa, der unser aller und unserer Zeit Grundkonflikt ist, ist in diesem Buche doch schließlich nicht versucht worden. Das Ringen nach dieser Harmonie wird jetzt erst recht beginnen.

Das Reizvolle und Bedeutende ist eben, daß der Denker Keyserling durchaus ein Kind seiner Zeit ist, daß aber die Keyserlingsche Seele sich dagegen empörend zu den Erkenntnissen jahrtausendalter Weisheit flüchtet und die Lebenswerte erprobter Tradition betont.

Als dieses Buch geschrieben wurde, waren die Erfahrungen der letzten Kriegs- und Revolutionsjahre — die tatsächlichen, verstandesmäßigen und seelischen — von dem Verfasser noch nicht verarbeitet. Er zieht eben die Bilanz noch als Vorkriegsmensch, und gewiß auch das fürchtbarste Geschehen für den Gesamtverlauf der Menschheitsgeschichte nur Episode ist, durch die das Grundwesen nicht geändert wird, so kann dadurch doch das zeitliche Wissen und die zeitliche Geistesorientierung maßgebend beeinflusst werden.

Noch keine Generation hat so bewußt, entschlossen, rücksichtslos und blind zu dem Leben, wie es sich als Wirklichkeit d. h. als Erscheinung darstellt, „ja gesagt“, wie die Menschheit des europäischen Kulturkreises zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, trat die leidenschaftliche Anbetung der praktischen Energie als solche, wie sie in der Ausnutzung der Naturkräfte durch Technik und Industrie unerhörte Erfolge brachte. Ein starkes ungehemmtes und lärmendes „Ja sagen“ also durch die Welt, dem schon der unklar sehnsüchtige Niebische sich nicht entziehen konnte und das er aus künstlerischem Drang als Umwertung aller Werte und in dem flackernden Ideal zu sublimieren trachtete. Die dynamische Lebenswertung griff immer mehr um sich, im wirtschaftlichen Betrieb als Amerikanismus und mit den polaren Erscheinungen von Kapitalismus und Sozialismus, in der Politik als imperialistisches Nachstreben. Freilich schon vor 1914 war in kleineren Kreisen, in Literatur und Kunst, eine Reaktion gegen die bloße brutale Wirklichkeits-

religion zu spüren. Aber diese geistigen Bestrebungen liefen oft nur auf eine andere selbstige Energieanbetung hinaus, wobei dann, wie in den Auswüchsen der sogenannten expressionistischen Malerei mit ihrem Kubismus, Futurismus usw. schließlich Wirklichkeit, Ideen und Seele gleichmäßig vergewaltigt wurden.

Kenjirō ist im besonderen, wie es scheint, durch Henri Bergson beeinflusst gewesen, dessen schillernde Persönlichkeit und Rolle bei den geistigen Vorbereitungen des Weltkrieges hoffentlich noch einmal gründlich untersucht werden wird. Ebenso hat die praktische Philosophie des Amerikaners William James mit ihrer Forderung des „pragmatic test“ auf ihn nachhaltigen Eindruck gemacht. In Verbindung hiermit steht wohl eine merkbare Abneigung gegen Schopenhauer, die noch verstärkt wird durch ein starkes persönliches Ehrlichkeitsbedürfnis vor sich selbst. Kenjirō war sich bewußt zum Leben, trotz aller Widersprüche und trotz seelischem Metaphysikern ja zu sagen und fühlte daraufhin sich verpflichtet, dies Japagen philosophisch zu rechtfertigen. Eine Rechtfertigung des „Nein“, des echten Nirwanastrebens, hätte ihm nur die Lebens-, Wesens- und Erkenntnisheit der indischen Weisheit geben können. Sie hat es auch getan, solange er sich mit hinneigendem Willen ganz auf die indische, chinesische oder japanische Bewußtseinslage eingestellt hatte und im Banne der direkt zu ihm sprechenden jahrtausendalten geschlossenen Kulturtradition und ihrer besonderen Vollendung stand. Durch alle Verwandlungen und Versenkungen in die fremden Bewußtseinslagen des Ostens bleibt Kenjirō erwacht er wieder, als Mensch des Westens, als „Europäer“. Auf der Ueberfahrt von Japan nach San Francisco kommt ihm die Frage: wäre ein Kant, ein Fichte im Orient möglich gewesen? Und er gelangt wieder einmal zu dem Schlusse: für diese Welt hat der Westen das bessere Teil erwählt.“ Die Jnder, in der Ideenwelt zu Hause, haben sich nur treiben lassen vom Strom des Geschehens. Wir wissen ihn zu lenken.“ Die Sehnsucht, die ihn nach dem Osten geführt hat, wird so zu der Aufgabe, mitzuarbeiten, um dem Abendlande, das durch die überhäufte mechanische Zivilisierung und Entseelung barbarisiert ist, eine Kultur auf seiner eigenen ungeheuren Breite zu erringen...“ über die Differenzierung hinaus durch Konzentration. Das ist der Weg, den Indien gegangen ist, das ist der, auf dem wir jetzt weiter schreiten müssen... Wir müssen diesen ganzen so wunderbar reichen Körper von der gleichen Tiefe her befehlen, in welcher der Jnder lebt; wir müssen, die Oberfläche, deren allein der moderne Mensch sich meistens bewußt ist, zum Epizentrum der Tiefe machen, und die Droane aus Selbstzwecken wieder zu Ausdrucksmitteln.“ In China gelangt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß die Chinesen auf einer höheren Kultur, aber auf einer niedrigeren Naturstufe ständen als wir; daß der höhere Grad der Vollendung bei ihnen mit einem geringeren Grad des Fortgeschrittenseins zu Paare ginge. Und er folgert daraus, daß, wenn wir von unserer Naturstufe aus den gleichen Grad der Vollendung erreichten, wir den Chinesen durchaus überlegen sein würden. Diese beiden Ideen der Konzentration und der Vollendung werden immer mehr zu Anknüpfungen der Kenjirōschen Philosophie. Ihre Wege sucht er bei jeder Gelegenheit theoretisch und praktisch in Wesen und Kräfte der indischen Yoga einzudringen, dieser mystischen „Gymnastik der Seele“, die er auch im Katholizismus wieder erkennt und mit der er sogar — aus gelegentlichen besonders starken Impressionen heraus — den höchsten Typ des amerikanischen Bushman abeln möchte.

Durch alle achthundert Seiten der beiden Bände des Werkes klagt gedämpft die alte banale Frage: Was soll ich tun, daß ich fertig werde? Oder eben mit den Worten des modernen Europäers ausgedrückt: wie soll ich Leben und Lebenserkenntnis in Harmonie zueinander bringen, wie auch mein bewußtes Dasein als autonome Persönlichkeit mit der natürlichen und stillen Abhängigkeit von Natur und Mitmenschen vereinigen? Dabei muß aber doch festgestellt werden, daß Kenjirō als Westfremder die tiefste Leidenschaftlichkeit bei dieser Problemstellung schon überwunden hat. Die Fülle der Erscheinungen, Abnuancen und Möglichkeiten bieten ihm immer mehr Trost und Erleichterung für den Unwiderspruch aller Dinge und seine Protensnatur läßt ihn sich sogar mit einem gewissen Raffinement auf alle die verschiedenen Bewußtseinslagen der Tropen, Indiens, Chinas, Japans und dann wieder des maschinenraffenden Amerika einstellen. Er kommt daher in diesem Buche auch zu keiner festen Entscheidung und wenn er in Schanghai im englischen Klub eine Rede über die Annäherung des östlichen und westlichen Geistes hält, so schüttelt er während der Fahrt durch die Vereinigten Staaten schon wieder den Kopf über die Lebenshilflosigkeit der unergründlichen Weisheitstiefe Indiens. Gleich darauf schreibt er aber in Chicago wieder: Das Furchterliche an dieser Welt ist, daß sich das Leben im Mechanisierbaren erschöpft; hier knechtet das Werkzeug den Menschen, der es beherrschen soll. Wie der Amerikanismus alle Werte auf den einen der Quantität reduziert, so reduziert er die ganze Finche auf einen Apparat zum Geldverdienen. Damit drückt er den Menschen zurück auf die Stufe des niederen Tieres... wer keine Rettung mit Idealen, Ideen, Gefühlen verliert, wer keine gemüthlichen und moralischen Hemmungen kennt, kommt am

schnellsten vorwärts. Die Hauptanziehungskraft beruht aber darauf, daß in der Form des Amerikanismus jeder, auch den dürftigsten Geselle, sich der Fülle seines Daseins bewußt wird. Hierin nun liegt eine fürchterliche Gefahr: heute leuchtet der Menschheit ein niedriger Zustand als höchster voran. Wird dieses Ideal nicht bald entthront, so führt es unfehlbar zur Barbarei, keiner vorläufigen, sondern einer endgültigen. Das ist eine der Stellen bitterster Kritik an der Gegenwart, die für den sehnlichstigen Wahrheits- und Klarheitsucher selbstverständlich und bestimmend wäre, wenn in ihm nicht eben der unverwundliche Japager zur Wirklichkeit auch unter ihren traurigsten Aspekten zum Durchbruch käme. So rafft er sich, der doch mit tiefer Sympathie und tiefspürend den Wert des indischen Kastensystems für die menschliche Vervollkommnung und den zähen Kulturkonservatismus der Chinesen gegenüber der sozialen Revolution auf. Die letzten hundert Jahre haben die weiße Menschheit wieder jung gemacht. Indem sie den Akzent sozialer Bedeutsamkeit von den Ober- auf die Unterstufen verlegte, haben sie Gleichzeitiges bewirkt, wie zu Beginn unserer Ära der Barbarenankunft. Indem sie das Ideal aus dem Reich des Seins in das des Werdens hinüberzogen, haben sie auch den ältesten, soweit diese ergriffen sind vom modernen Geist, die Lebensmodalität der Jugend mitgeteilt... was als zunehmende Verrohung besaßt wird, bedeutet in Wahrheit, daß neue urwüchsigste Kräfte ins Dasein treten. Einen Trost findet er in dem Gedankem, daß es Jnden und Griechen waren, nicht Goten und Vandalen, denen auch die germanische Welt ihre richtunggebende Impulse dankt.“ Nach den Erfahrungen der letzten Jahre besonders muß uns dieser Trost allerdings wohl etwas mager erscheinen und ich bin überzeugt, nicht die schlechtesten Leser seines Buches werden sein großes Problem einer Veröhnung zwischen Ost und West, d. h. einer seelischen Vertiefung und Umwertung des modernen Nüchternlebens mit etwas mehr Energie angreifen. Sie werden eben nicht so sehr von William James und dem raffinierten — gemessenen — Modephilosophen Bergson gehemmt werden. Wie sehr auch Kenjirō sich im Grunde gegen den Fortschrittsoptimismus von 1914 sträubt, dafür noch ein Zitat: „Wir brüsten uns unseres schnellen Fortschreitens; eben dank dem werden wir vielleicht auf immer Barbaren bleiben, da Vollendung nur innerhalb eines gegebenen Rahmens möglich ist, und wir den unstillen fortwährend wechseln. Auch halte ich es noch nicht einmal für ausgemacht, daß wir lange im gleichen Tempo fortzuschreiten werden: jede Lebensrichtung ist innerlich begrenzt, auch wir werden irgend einmal am Ende sein, und wahrscheinlich früher als wir denken.“ Hier spricht dieselbe Stimmung wie aus Spenglers „Untergang des Abendlandes“. Spengler sieht gar keine Rettung. Kenjirō ist nach dem Osten gewandert, um in der uralten Heimat neue Seelenkräfte zu suchen, die die steril gewordene mechanische Zivilisation des Westens neu beleben könnten. Das ist natürlich nicht durch einfaches Hinübernehmen oder Rückbildung möglich. Erschüttert muß ja Kenjirō sogar feststellen, wie die alte chinesische Kultur, und vor allem die wundervolle ästhetische Harmonie des japanischen Daseins durch den Amerikanismus schwer bedroht sind. Trotzdem war er auf dem rechten Wege, als er den europäischen Menschen wieder auf die so ganz anderen Lebensbahnen, Lebensmöglichkeiten und Bewertungen des Ostens hinwies und sie durch seine leidenschaftliche und vertehende Hingabe auch dem skeptischen Zeitalter erst einmal näher brachte. Wer mit ihm durch die Wunderstädte und Tempelbezirke Indiens gewandert ist und die unendliche Macht religiösen Schauens und religiöser Verknüpfung des chinesischen Menschen mit Boden, Volkstum und stets gegenwärtigen Jahrtausenden einer jedes Wort bestimmenden und doch tolerant und vieldeutig bleibenden Tradition kennen lernt und die anmutige Intimität des ebenso naturnahen wie die Natur beherrschenden Japanertums — mit ihren Höhepunkten Kunst, Rittertum und Frau — der wird vorbereitet für die allein lösende und ersließende Erkenntnis, daß unsere ganze moderne technisch wirtschaftliche demokratische Zivilisation, die wir freilich nicht mehr aufgeben können, nunmehr Mittel zum Zweck sein kann, und daß unser inneres Streben darauf gerichtet sein muß, wieder mehr die inhaltlichen Lebensäußerungen zu finden und zu betonen. „Nun beziehen sich alle ewigen Werte auf das Sein, nicht auf die Leistung; diese ist genau nur insoweit von wesentlicher Bedeutung, als sie ein Sein vergegenständlicht. Nichts illustriert diese Wahrheit deutlicher, als die westliche Zivilisation, die auf der entgegengesetzten Auffassung aufgebaut ist. Die Ostidentalen leben ihrer Arbeit, sehen in ihr das Wichtigste, das Eigenliche, beurteilen alles Sein nach seiner Effektivität. Mit dem Erfolge, daß ihre Leistungen wohl alles überflügelt, was je auf Erden geschaffen worden ist, das Leben jedoch zu kurz kommt wie nie zuvor.“

Das „Reisetagebuch eines Philosophen“ ist absichtlich von jeder Systematik frei. Es fehlt ihm auch jede Endgültigkeit vom Verfasser her. Es ist dafür zu einem flüchtigen größten Stills geworden. Und im Einzelnen reihen sich Bilder, Impressionen, Erkenntnisse von einer Eindringlichkeit und Erhellungskraft,

Paul Fr. Zimmermann / Die Fastnachtsküchlein
des Klosters Gottesau.

Unter den zahlreichen Urkunden des Generallandesarchivs, die als Zeugen für die Geschichte der ehemaligen Benediktinerabtei Gottesau auf uns gekommen sind, findet sich eine Pergamenthandschrift aus dem Jahre 1548, in der „Schultheiß Daniel Linhart und das Gericht zu Rintheim“ beurkunden, daß sie „auf die Fastnachtsküchlein und die Umbüßgerechtigkeit, welche sie jährlich im Kloster Gottesau hatten, verzichten, wogegen sie von diesem Kloster die auf Rintheimer und Hagsfelder (etc. Gemarkung) gelegenen Fronäder um 350 fl. käuflich erhalten“ (Baden-Durlach, Specialia, Rintheim). Sie sei im Folgenden weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

Zunächst einige Worte über die Geschichte des Klosters selbst. Sie ist im Anfang des 19. Jahrhunderts von Ernest Julius Lechtlen bearbeitet worden (Gott'sauer Chronik oder Orts- und Geschichtsbeschreibung der ehemaligen Benediktiner-Abtei Gottes-Aue bey Carlsruhe. Verfaßt von Ernest Julius Lechtlen. Karlsruhe 1810. Gedruckt in der C. F. Müller'schen Hofbuchdruckerei). An sie lehnten sich A. Stork's „Geschichtliche Mitteilungen über das Benediktiner-Kloster und nachmalige fürstliche Kammergut Gottesau“ (Anhang zu „Geschichte, Volkswirtschaft und soziales Leben der Gemeinde Weiertheim“, Weiertheim 1898), eng an. Zur Geschichte des Endes des Klosters Gottesau hat E. von Czihak in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Neue Folge, Band IV, S. 1-45 und S. 343-383 wichtige Beiträge geliefert.

Die Benediktinerabtei Gottesau (Godesaugia) wurde 1110 von Graf Berthold von Hohenberg, benannt nach seiner auf dem heutigen „Turmberg“ gelegenen Burg, inmitten einer sumpfigen Waldgegend gegründet und der Verehrung der Gottesmutter geweiht. Vom Benediktinerkloster Hirsau kamen die Mönche in die neugegründete Abtei, um neben der Uebung christlicher Tugenden nach den Satzungen des heil. Benedikt der unwirtlichen Gegend durch rastlose Arbeit Boden abzugewinnen und zur Bebauung brauchbar zu machen.

Nach der Bestätigungsurkunde Kaiser Heinrich V. vom 15. August 1110 schenkte Berthold dem jungen Kloster zugleich mit dem Ort, Godesowa genannt, „die Güter Stücke in Dagemaresdunck (Dachsland), Burban (Weiertheim), Anndelingen (Anielingen), Staphort, Sichelghowa (Linteheim), den Neubruch vor dem Kloster, Alrichsdorf, Bernsol, Barthusen (Berghausen), Grezingen, Brafsingen (Brözingen), Neubruch und einen Weinberg aufm Hohenberg, im Buslatt (Bauschlott) eine Hube“. (Lechtlen, S. 30), gab ihm „Zinsleute (censuales), d. h. solche, die sich ein völliges Eigentumsrecht über gewisse Güter verschafft hatten, wovon sie nun, nebst dem Behenden ihrer Herrn, noch Zinsen entrichteten“, und übernahm selbst, von den Klosterbrüdern gewählt, die Schirmherrschaft über das Kloster. Nachdem es einige Jahrzehnte freie Reichsabtei gewesen war, ging die Schirmvogtei mit Durlach und Etlingen in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts an die Markgrafen von Baden-Durlach über. Im Jahre 1250 kamen zu dem bisherigen Besitz hinzu „das Dorf Eggenstein, der Wehr bei Rheinau mit Wassern, Fischereien, Gehäusen, Wiesen und Wäldern; das Dorf Neurenth, der Hof bei Altsatt, Höfe zu Forchheim, Ruppurr (Ritebur), Wolfahrtsweyer, Schöllbrunn, Speck und Hagsfeld, das Eigentum der Kirche zu Berghausen, Höfe in Söllingen, Weingarten; Häuser, Felber und Weingärten in Durlach; ein Hof zu Rindesbuch, die Hufen zu Rintheim.“ (Stork, Anhang S. 5). Eine Bulle Papst Alexanders IV. vom gleichen Jahre bestätigte der Abtei alle ihre Rechte und Freiheiten, besonders auch das Patronatsrecht über die Kirche zu Eggenstein.

Markgraf Rudolf I. (1243-1288), ein besonderer Gönner des Klosters, gab ihm mit dem kleinen Zehnten zu Rintheim zwei Höfe in seinem Dorf Wuerten (Weiertheim) und schenkte ihm laut Urkunde vom 1. September 1275 „die Vogtei über das Dorf Rintheim mit Zustimmung seiner Söhne Hermann, Rudolf und Hesse, so daß das Dorf dem Markgrafen nur noch mit 1 Pfund Heller jährlich dienen soll. Auch die Vogtei des Dorfes Eggenstein, das dem Kloster schon zugehört, gibt er diesem, doch soll Gaoerlein ihm jährlich noch mit 12 Pfund Heller dienen und jährlich 8 Malter Weizen nach Mühlburg liefern. In beiden Dörfern soll auch jedes Haus jährlich zweimal Hühner geben“. (Regesten des Markgrafen von Baden, I, S. 46).

Vor drohendem Verfall infolge häufiger Fehden und schlechter Bewirtschaftung durch verschwenderische Mönche — Am Jahre 1354 unter dem 21. Abt Berthold IV. hatte es weder Wein noch Frucht; es unterhielt nur 10 Ochsen, 8 Schweine, 3 Pferde, 2 Schafe; es hatte nur 3 Betten ohne Decke, 6 Häfen, 6 kleine Schüsseln in der Küche“ (Lechtlen, S. 45) — rettete das Kloster Markgraf Rudolf V., der Becker genannt (1349-1361).

Er stellte die alte Zucht wieder her und wurde dafür noch lange nach seinem Tod als zweiter Stifter gefeiert.

„Neue Kriege brachen aus. Die kaiserlichen Truppen belagerten das Schloß Mühlberg und nahmen die Schloßherren zu Staffort und Muggensturm weg. In diesen Zeitläuften mußte der Abt, um zu Geld zu gelangen, viele ansehnliche Güter verkaufen. Er schilderte dem Papst seine Unfähigkeit, aus den wenigen Einkünften für 15 Mönche und 24 Laienbrüder die Unterhaltungskosten zu erschwingen. Allein die päpstliche Hilfe, die Einverleibung der Pfarrei Berghausen mit allen Reibungen, reichte nicht hin; der Abt brauchte vor allem Geld. Er verkaufte zu diesem Zwecke i. J. 1404 eine Herrenpründe an den Ritter von Staffort um 700 fl.“

Neue Verwicklungen entstanden bei der Erwerbung der Markgrafschaft Hochberg. Der Feind drang bis vor Raßatt und steckte diesen nebst anderen Orten in Brand. Hierauf begann man Mühlberg und Schloß Graben zu belagern. Was das Kloster unter den rohen Sitten der Krieger der damaligen Zeit gelitten, kann man sich denken. Ruhigere Jahre folgten. Auf Verwenden des Papstes (Johannes XXIII.) wurde der größere Teil der Ländereien, Zehnten, Wäldern, Wäldern, Mühlen, Fischereien wieder zurückerstattet. Dazu kamen weitere Schenkungen von Edelleuten. Alle Streitigkeiten wurden durch Vergleiche, Käufe und gerichtliche Urteile erledigt. Die Pfarreien zu Eggenstein, Hagsfeld, Berghausen, Wolfartsweyer, Kleinstenbach wurden wieder durch Klostergeistliche besetzt und verwaltet. Das Kloster kam wieder zu einer Blüte, wie nie zuvor.“ (Stork, S. 6).

Schwere Tage wieder brachten dem Kloster Gottesau wie auch den Klöstern Herrenalb und Frauenalb die Jahre des Bauernkriegs. Gegen sie entlud sich der Haß der Bauern noch mehr als gegen die weltlichen Herren. Schon früher hatten sich die Hardtgemeinden Rintheim, Hagsfeld, Blankenloch u. a. zu einem Bund zusammengeschlossen, um ihre Rechte gegen das Kloster, das sie als gefährlich, wenn sie dorthin wallfahrte, bewirkte, zu behaupten (Fr. Seipel, Karlsruhe und seine Umgebungen, Rhe. 1869). Jetzt strömten die Bauern in Scharen von Durlach her nach Gottesau, vertrieben die Mönche, plünderten und brandschakten. Jedoch scheinen sich die Zehnt- und Zinsbauern des Klostersbereichs daran nicht beteiligt zu haben; aber sie verweigerten, nachdem die Mönche nach und nach wieder zurückgekehrt waren, diesen noch lange die Frohnden und alle Abgaben. „Die Gegend war entvölkert, die Bewohner verarmt, eine regelmäßige Bewirtschaftung und Verwaltung der Klostersgüter in den nächsten Jahren nicht möglich“. Jetzt zelteten sich auch innere Schäden; ein klösterliches Leben wollte sich nicht mehr entfalten. „Das Mönchsleben in Gottesau hatte einen gewaltigen Stoß erlitten. . . Daß es nicht mehr zu einer Wiederaufrichtung der Klosterregel und der Klausur kam, rührte daher, daß die Ansichten der Klosterbewohner über die Verdienstlichkeit des Mönchslebens durch die reformatorischen Ideen der Zeit eine gewaltige Umwandlung erfahren hatten. Dazu kam die Furcht vor den Jesuiten, welchen das geistliche Kleid in jenen unruhigen Zeiten ausgesetzt war. Die Ordensleute vermieden es, sich als solche kenntlich zu machen, legten das Ordenskleid ab und ließen die Fausur wachsen. In den auf ehemalige Gottesauer Mönche bezüglichen Visitationenprotokollen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts findet sich sehr häufig der Ausdruck: tempore seditionis rusticorum monachalem habitum exuit, tonsuram neglexit. Dazu kam, daß das Kloster Gottesau mehrere Pfarreien, wie Berghausen, Hagsfeld, Kleinstenbach, Eggenstein zu besetzen hatte und die Inhaber dieser Stellen auf ihren Pfarren wohnten. Dieselben gehörten zwar als Gottesauer Konventualen zu dem Kloster, in welchem sie auch ab- und zuzogen, waren aber sonst ganz frei von der Klosterregel und betrachteten sich beinahe als Weltgeistliche.“

Alle diese Umstände mögen, im Verein mit dem Auge der Zeit und dem Weitergreifen der Reformation dem Abte Johannes Trigel, der letzten Stütze des Klosters, kein allzu großes Vertrauen auf seinen Bestand gegeben haben. „Es äußert sich dieses Bewußtsein der unsichern Existenz in der Veräußerung von Klostergütern, z. B. des sog. Gottesauer Hofes zwischen Blankenloch, Speck und dem Schloße Staffort, welchen der Abt 1527 um 1200 Gulden an den Markgrafen Philipp verkaufte.“ (v. Czihak, S. 6). 2 Jahre später mußte er auch einen Teil des noch vorhandenen Silbergeschirrs für 295 fl. an ihn veräußern. (Lechtlen, S. 78/79).

Nach dem Tode des Abtes Johannes übertrug Markgraf Philipp dem Anklauß Dieb, der seit 1519 Pfarrer in Kleinstenbach war, „die Schaffnerei und Verwaltung des Klosters Gottesau, da unter den obwaltenden Umständen und dem Mangel eines regulären Konvents zu einer neuen Abwahl nicht geschritten werden konnte“. Die Markgrafen Bernhard und Ernst

weisen ihre Vögte, Amtsleute, Keller und Schultheißen an, Nicolaus Diez zur Einziehung der Ausstände behilflich zu sein.

Von dem immer mehr in Verfall geratenden Kloster hatte während der Religionswirren kein geistlicher Oberer, der Bischof von Speier, wenig oder gar keine Notiz genommen. Die Verkündigung des Augsburger Interims 1548 und die damit verbundene Regelung der Kirchenzucht führten dazu, daß auch an Gottesaue der Versuch einer Besserung des damaligen Zustandes gemacht wurde. Dem Augsburger Interim war der Bischof von Speier, Philipp von Hlersheim, beigetreten und hatte daselbe nebst dem Entwurfe zu einer Verbesserung der Kirchenzucht in einer eigenen Diözesansynode beraten lassen. Es wurden darauf die Synodalbeschlüsse sämtlichen Seelsorgern zur Befolgung mitgeteilt. Auch an „den Abt und Konvent zu Gottesaue“ erfolgte die Mitteilung; das Begleitschreiben ist von Udenheim, Dienstag nach Katharina datiert (abgedruckt von v. Czihak, a. a. O. S. 8); daselbe Datum trägt ein zweites bischöfliches Schreiben des Inhalts: „Es sei jüngst zu Augsburg eine Polizeiordnung (sic) erlassen worden, daß die Pfarrer und Prediger jeden Sonntag auf der Kanzel eine Ermahnung an das Volk richten sollten, wegen der Völlerei und des Gotteslästerns; das Kloster solle dies auch seinen Pfarrern auftragen“.

Diese beiden Schreiben gelangten an Markgraf Ernst, welcher in seiner, von Pforzheim, 31. Dezember desselben Jahres datierten Antwort zunächst seine Verwunderung darüber ausdrückt, daß ihm zwei Schreiben unter der Adresse „an den Abt und Konvent zu Gottesaue“ zugesandt worden seien. „Nun zweifeln wir mit, E. L. sey gnugsam wissend, daß in vil Jahren weder Apt noch Convent zu Gohaw gewesen, sondern das Kloster in solch verderben und Armut kommen, daß darin kein Convent mer mag erhalten werden. Und sollich alles mit bey Unns, sonder weilandt unserm lieben Bruder Markgraf Philipp seliger und loblicher dechnus abgangen, und ein Schaffner. In das Kloster geordnet ist, der die noch ubertigen personen so Im Kloster piben erhalten. Also wir es gefunden, Dabey es noch steet. Und kumerlich der ickig stand (so noch da wie klein der ist, dann der mehrer theil personen mit tod abgangen und ein teil uff den pfarren siben) erhalten mag werden, auch noch zur zeit das Einkommen kein Convent, wie klein der sey, ertragen mag, geschweigen das ein Apt da sein sollt. Dann wiewol wir an gemeltem Kloster weder heller noch pfenning eingezogen, auch daß noch ungem an dem oder andern orten thun wollten. Sonnder als Clostervogt jährlch vom Schaffner Rechnung hören und mit müglichem fleiß darob sein lassen, daß uff das guawest daselbs huz gehalten werd. So ist doch noch bisher wenig fürgeschlagen worden. Die Ursach achten wir, das gemelt Kloster wenig freyer unbeschwerter gefell hat. Besonder sein gering Einkommen dem mertheil uff den Ackerbau und Viehzug steet. Uff welches vast wider soull geet als es extret. In dem das die pfarren so dem Kloster zuverleihen steen auch schwerlicher, dann eima vor Jaren beschehen, nach gelegenheit ickiger zeit müssen erhalten. Desgleichen das Kloster auch sonnst mit allerley Costen und Beschwerden beladen, so mit abgewandt werden mögen etc.“

Markgraf Ernst, welchem die Regelung der Klosterangelegenheiten in der Tat am Herzen lag, schickte wenige Wochen nach dem Abgang dieses Schreibens zwei seiner Räte, Dr. Oswald Hut und Balthasar von Riepur (Rüppurr, s. u.) nach Speier zur mündlichen Verhandlung. Durch diese wurde die Vermögenslage des Klosters auseinandergesetzt; daselbe werde namentlich durch die Professoren, welche zu erhalten seien, ausgezogen. Was die Veräußerungen des Markgrafen Ernst betrafte, so seien dafür zwei „Bauhöfe“ erkauf und angelegt worden, welche jedoch nur immer die Kosten ihrer Bewirtschaftung gedeckt hätten. Das Einkommen des Klosters, welches jetzt besser als vorher stehe, wird auf allerhöchstens 500 bis 600 Gulden angegeben. Schließlich läßt der Markgraf dem Bischof den Vorschlag machen, statt des Klosters ein Spital zu Gottesaue aufzurichten, welches er sich jedoch erbietet, unter des Bischofs Jurisdiktion zu lassen; auch will der Markgraf selbst dazu beistimmen und bitte um die bischöfliche Einwilligung in sein Vorhaben, das „mit wider Gott, sonder sonst ein aut werch sein soll.“ (v. Czihak, S. 8 ff.). Der Bischof von Speier erteilt 1549 eine abschlägige Antwort, und gibt dem Markgrafen den Rat, daß wieder „ein Monastich, clösterlich und ordensleben der orths auf gericht, ein abbt erwehlet, die gebührlich ordenliche Empter und Gottesdienst nach alten christlichen Gebrauch u. herkommen, löblichen und zum besten angestellt werden mögen.“ (v. Czihak, S. 11). Die Gottesauer Mönche jedoch, denen die Aussicht auf die bischöfliche Visitation unlieb ist, wollen sich die Klosterregel vom Markgrafen nicht aufzwingen lassen, da sie von Jugend auf frei von dieser gelebt hätten. Jetzt seien sie alt und schwach und hätten alle Gebrechen. Der Bischof hatte inzwischen seinen Weihbischof, Georg Schweiker für die Ordnung der Gottesauer Angelegenheiten ein Patent erteilt, und Markgraf Ernst unterstützte den Bischof in jeder Weise in seinem Bemühen,

die Klosterzucht wiederherzustellen. Aber auch dieser vermochte dem Kloster nicht aufzuhelfen. Novizen fanden sich nicht und die alten Brüder starben, sodas 1550 nur noch zwei im Kloster waren. Und als 1556 die Reformation in Baden eingeführt wurde, lag der letzte Gottesauer Mönch auf dem Sterbebett. So gelangte Markgraf Karl II. ohne jede Gewaltmaßregel in den Besitz des Klosters. (v. Czihak, S. 13).

In diese Zeit des Verfalls des Klosters Gottesaue führt auch unsere Urkunde. Sie trägt auf der Rückseite die Aufschrift:

Rintheim
welchgestalt die von Rintheim sich verzigent der Vachnachtuch-
lins und des Imbis
die Herren zu Gohaw inen zugeben schuldig gewesen. 1)
und lautet:

„Ich Lienhart Daniel Schulthois, und wyr des Gerichts zu Rintheim 2) mit namen Thomas Wagenmichel, Max Koch, Georg Hemperlin und Martin Bolmar, Thun funth und Beten-
nen offentlich für unns, unnsere Gemeind zu Rintheim, und all unnsere nachkommer, inn und mit diesem brieff, als unnsere Vorelter und wyr jung und alt zu Rintheim bihänhar Recht und Gerechtigkait gehapt, das Faschnachtlichlin im Closter Gohaw jährlchs uff den Gailmonntag 3) zuholen, darzu wyr das Gericht ein Imbis jährlchs uff Stephant von wegen unnsere sondern Rechtsprechens, wyr dem Closter Gohaw inn iren Sachen thun müssen, welches wyr von inen erlassen und mit mer damit verpunden sein, gehapt, So haben aber zu abstellung solches unnuhen kostens, und doch zu merer und besserer erge-
lichkeit, unnsere gemelter Gerechtigkait, die Wirdigen Undechti-
gen und Ersamen Herren Schaffner und Convent 4) daselbst zu Gohaw, mit vormissen irer und unnsere gnedigen Herrschafft, für sich und ire nachkommen, unns und unnsere nach-
kommen, ire Froneder inn unnsere und dero von Hahfeldt Gemarden gelegen, umb vierthals hundert guldin zu kaufen geben, vermög unnsere innhabenden kaufbrieffs, und aber dieselben Froneder inn besserem whert, also das wyr unns solcher vergleichung und ergebligkeit wol benügen. Darum bereden und versprechen wyr für unns und alle unnsere nachkommen bey unnsere waren treuen und glauben, an die Herren zu Gohaw oder ire nachkommen, von wegen obberurris Vachnachtlich-
lins und der Imbisgerechtigkeiten, nimmer mer kein Bordnung noch Ansprach zu haben, mit oder one Recht, Gaillichen oder Weltlichen, inn kein weis noch weg, dan wyr unns derselben Gerechtigkaiten für unns und unnsere nach-
kommen genzlich und frwillig begeben und verzigen haben. Verzeihen unns auch dero wissentlich inn crafft dis brieffs. Es haben auch ermelte Herren zu Gohaw inen und iren nachkom-
men, den grossen und kleinen zehenden obberurter Froneder, wie anderer unnsere Güter, inn baiden Gemarken zu Rint-
heim und Hahfeldt gelegen die dem Closter Gohaw zehenden hiermit vorbehalten, den wyr auch inen getrewlich raichen sollen und wollen, an all widerred und generd; Und dieweil wyr unns aigens Sigells nit geprauchet, haben wyr zu warem urkund mit vllis und ernst erbetten den Edlen Grenvesten Baron von Riepur den Etern. 6) unnsere gunstigen lieben Zundern, das sein ernenste sein Innsiegel, unns darunder zubesagende, wolte henden an diesen Brieff, welches ich zuerstbenannter Balthasar von Riepur der elter, dieweil ich auch bey dieser vergleichung und kauf also erbetten, zugegen gewesen, bekenn vonsittwegen obbenannter Schulthois und Gerichts zu Rint-
heim, mein angeporn Innsiegel an diesen Brieff gehendit haben, doch wyr und mein erben allweg one schaden. Geben uff Safft Martins de Bischoffs tag. 7) also man zalt nach Christi unnsere lieben Herrn und Seligmachers gepurt Tausend Fünfhundert vierzig und Acht Jahr.“

Anmerkungen: 1) Das Recht auf Naturalleistungen ist alt. Dem König standen nach römischem Recht die unter dem Namen servitium regis zusammengefaßten Naturalleistungen der Unter-
tanen zu. Man verstand darunter die Verpflichtung, dem König nebst seinem Gefolge . . . und allen solchen Personen, die ihr Recht dazu durch einen schriftlichen Befehl des Königs nachwei-
sen konnten, Aufnahme und Unterhalt zu gewähren. (M. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 1907, S. 205). Be-
sonders für Dienstleistungen in Rechtsangelegenheiten waren die Naturalleistungen üblich. Schon in der Stiftungsurkunde des Klosters Gottesaue werden dem Schirmherrn an jedem der drei Gerichtstage, die er alljährlich abhalten muß, „ein Maller Frucht, ein Frischling, ein Regal Wein und was sonst noch dazu gehört, zugesprochen. Reichlen, S. 20). Die Urkundszengen im volkrechtlichen Verfahren wurden bei der formellen Auf-
forderung zur späteren Beurkundung durch ein Urkundsgelb oder eine sonstige Gabe (Imbis, Weinkauf) zur Ablegung des Zeugnisses verpflichtet (Schröder, S. 275). Auch das „Gericht zu Rintheim“ genos für Unterhaltung des Klosters in Rechts-
sachen eine Imbisgerechtigkait.“

Eine Bewirtung der Wallfahrer durch das Kloster an Wall-
fahrstagen war allgemein üblich. Dabei spielten wohl die „Vachnachtuchlin“ eine besondere Rolle. „Sie müssen nicht bloß zur Faschnachtszeit gebaden worden sein, sondern bei allen Fest-“

lichkeiten und Schmauserien. An Wallfahrtstagen bekam jeder Wallfahrer vom Kloster Fastnachtskugle, Wein und Brot soviel er wollte. Vielleicht war dies eine Aufmunterung zum fleißigeren Besuch der Gottesmutter; denn nach Ausweis der Akten wird da über geklagt, daß die Wallfahrt bedenklich nachgelassen (Stork, S. 8).

Das Wort „Fastnacht“ hat man vielfach mit fassen = fasseln zusammengebracht (so auch Meyers und Brockhaus' Konversationslexikon). Das ist nicht richtig. Das Wort fehlt dem Mittelhochdeutschen noch, doch gibt es dort schon *fasta* = das Fasten. Im Mittelhochdeutschen finden wir seit 1200 *fastnacht* mit der sekundären Nebenform *fastnacht* = Vorabend vor der Fastenzeit (vergl. auch niederdeutsches *Fastelabend*. (Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch).

2) Die Geistliche Gerichtsbarkeit wurde ursprünglich seitens der Bischöfe vornehmlich auf den jährlichen Visitationen ausgeübt, indem sie in den einzelnen Pfarreien mit der dazu entbotenen Gemeinde den Send (synodus) abhielten. Eine aktive Beteiligung der Gemeinde bei der Ermittlung von Vergehen konnte die älteste Zeit nicht. Daß im Send der Graf oder Schultheiß anwesend sein sollte, hatte schon König Gunthram († 592) angeordnet. Auch die Karolinger hatten seit Karlmann seine Anwesenheit wiederholt vorgeschrieben. In der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts wurde nach staatlichem Muster auch bei den Visitationen der Bischöfe das Rügeverfahren eingeführt: Aus den angesehensten Gemeindegliedern wurden — später von der Gemeinde gewählt — sog. Rügegeschworene entnommen und durch einen dem Sendrichter geleisteten Eid verpflichtet, alle zur Zuständigkeit des Sends gehörigen kirchlichen Vergehen, die zu ihrer Kenntnis kamen, zu rügen. Auch die Sendschöffen waren im späteren Mittelalter weltlichen Standes. Die Zuständigkeit der geistlichen Gerichte hatte sich im Mittelalter erheblich erweitert. „Klagen gegen Geistliche, auch in bürgerlichen Sachen, gehörten ausschließlich vor das geistliche Gericht; nur Lebenssachen blieben dem weltlichen Richter überlassen. (Schröder, S. 596). Zu den kirchlichen Vergehen rechnete alles, was gegen die Gebote der Kirche verstieß, also Sünde war (so auch Raub, Diebstahl u. a.). Später hielten statt der Bischöfe die Archidiaconen das Sendgericht ab, jährlich 1 bis 3 mal. Schließlich gelang es auch einzelnen Klöstern und Stiftern, die sendherrlichen Rechte eines Archidiacons oder die geringeren eines Erzpriesters für sich zu erwerben.

Den weltlichen Land- oder Grafengerichten standen im Mittelalter die Niedergerichte gegenüber, d. h. ordentliche Gerichte für Klagen um Schuld, Bußsachen und Klagen um fahrende Habe (bei den Franken und Alemannen sog. Zentgerichte (centa). Richter war der Zentgraf, Hunne oder Schultheiß, dem das Amt vielfach zu Leben gegeben war. Seit Anfang des 13. Jahrhunderts behandelten diese niederen Gerichte mehr und mehr die Klagen betr. bürgerliches Eigen, während die Landgerichte den höheren Ständen (Adel, hoher Geistlichkeit, Städten) vorbehalten blieben. Neben den Niedergerichten bildeten sich für die Handhabung der niederen Gerichtsbarkeit

alsbald neue Untergerichtsbezirke, die sich auf einzelne Kirchspiele oder Dorfschaften erstreckten. An der Spitze des Kirchspiel- oder Dorfsgerichtes stand der Schulze, Dorf- oder Zentgraf, häufig in alter Weise auf Wahl der Gemeinde von dem Gerichtsherrn eingesetzt, oft auch als erblicher Lehnschulze. Diese Dorfsgerichte erwarben oft auch die Gerichtsbarkeit über bürgerliches Eigen. Bei ihnen urteilten wie bei den Landgerichten Schöffen. (Schröder, S. 614 ff.). Für alle die Allende betreffenden Händel der Markgenossen war das Märkerding der Markgenossen zuständig. Dorfgemeindeggerichte (Heimgereiden, Bauersprachen), die in erster Reihe Feldrügegerichte waren, dienten bei dem Vorhandensein von Dorfallmenden zugleich als Märkerdinge und erhielten schon früh auch eine gewisse öffentlich-rechtliche Gerichtsbarkeit über Polizeivergehen und niedere Frevel (falsches Maß und Gewicht, trockene Schläge, kleiner Diebstahl). Richter war der Bauermeister, Heimbürge oder Dorfschulze. Das Urteil fand die versammelte Gemeinde oder ein Ausschuß von Dorfschöffen. (Schröder, S. 621 f.).

3) Auf die ausgelassenen Vergnügungen der Fastnacht weist auch die Bezeichnung Gailmontag = geiler Montag hin für den Montag nach dem Sonntag Estomihl (= 7. Sonntag vor Ostern). Das Wort geil wird stets gebraucht von besor. d. Fröhlichkeit bei festlichen Anlässen, bei Gelagen, auch von bevorstehender Hochzeit:

Der acht von trinken wirt so gail
Das im sein er, gut, weib und kind ist alles vail.

(Oswald v. Wolkenstein, Gedichte).

Besonders von der Fastnacht wird das Wort geil gebraucht; so heißt es in Fastnachtspielen des 15. Jahrhunderts: „seit fort all fastnacht frisch und geil“ und „nu sagt, ir lieben narren gail“. In Fischarts „Gargantua“: „da iszt man den teufel im rauch am geilen montag“ und in Geiler von Keisersbergs (1445 bis 1510) Predigten: „wan man doch uberein dy leichtfertigkeit thun wolt, so sol man es doch nit eben uf den tag thun, uf des haupt der fasten. Worumb thut man es nit morn, so es on das heisset der geil montag“.

4) Auch diese Urkunde wendet sich an „Schaffner und Convent“, nicht an den Abt des Klosters; siehe oben.

5) Der große zehende = Abgabe des zehnten Teils vom Ertrag an Getreide und Wein, der kleine zehende von Gemüße und Obst. Schon Karl der Große hatte den Kirchenzehnten, d. i. die Abgabe des Zehnten an die Kirche, für eine allgemeine Pflicht erklärt, ohne damit vollständig durchzuführen. Im späteren Mittelalter haben ihn die Bischöfe überall durchgesetzt, auch wo er bisher nicht anerkannt gewesen war (Schröder, S. 553 A.).

6) Rippurr war Sitz eines bischöflich Speierischen und gräflich Eberstein'schen Lebensmannengeschlechts und wird schon 1109 urkundlich erwähnt. Bekannt sind die Pfau von Rippurr, ein Zweig des Geschlechts der Herren von Rippurr (Oberbadisches Geschlechterbuch, I, S. 77).

7) 11. November.

Hans Heinrich Ehler / Die Dachstube.

Ein Idyll.

I.

In halber Höhe über der unvergleichbar schönen schwäbischen Hauptstadt, eine lange Straße geht gewunden dazu hinauf, am endlichen Eck der Straße findest Du Nummer 122, das vornehme, gelbsandsteinerne Haus. In zwei zurückgebogenen Flügeln, vier Stockwerke hoch, ist es gebaut. Aus dem Vorgarten wuchs eine Pappel empor.

Und im fünften Stockwerk, in der Mansarde, wohne ich. Gerade inmitten, vornaus ob den zwei Flügeln sitzt, o nein, thront meine Stube, der erhabenste, weithin rundblickende Edelteil des Hauses. Ueber ih: muß das Tännlein des Nichtfestes gesteckt haben.

Kommst Du, unbekannter, bald vertrauter imaginärer Freund, mit mir den Platz der Straßenkreuzung her, siehst Du sie selber, gleich einem kleinen Haus unter eigenem Giebel, ins rote Ziegeldach gebaut. Und willst Du, wird das Dach etwas wie ein erhöhter roter Berggrain oberhalb den kunstreich behandelten Flächen eines Sandsteinfelsen. Am Knie des Raines hat der liebevolle Baumeister mir so meine Hütte gebaut, gar mit einem Garten davor: das Blumenbrett, welches jetzt, im Frühling, Aurlkeln trägt. Aus der Hütte schaut ein breites Doppelfenster heraus in den Tag.

Links und rechts das Dach, den roten Berggrain, seitlich entlang folgen eng aneinander noch kleinere Häuser, als das meinige, die anderen Mansardenstuben je mit nur einblättrigem Fenster.

Wäre ich hoffärtig, könnte ich Dir weiß machen, die seien für mein Gefinde, wie die Seitenbauten der barocken Schlösser.

Laß Dich hinaufbegleiten, Freund, durch das Portal drunten mit der schweren dunklen Eichentüre, die ein Lustbalg vor dem Zuschlagen wahr, hinein in die Vorhalle. Eine milchgläserne Ampel schillert von der Decke. Marmor bekleidet die Wände. Er ist echt, Du kannst mit dem Fingernagel daran kratzen, es geht nichts weg. Dann teilen wir eine Windtüre, die von geschliffenen Scheiben funkelt, und kommen ins Treppenhaus; das ist mit Stoff bespannt und durch buntes Glas besichtigt. Wir steigen leutlos in wohl abgestreiften Schuhen auf weichen Läufern empor, an Wohnungen vorbei, deren schwarze, gebeizte Türen die bedeutenden Titel von Doktoren, Direktoren, Privaten, Oberstudienratswitwen tragen. Nachts, wenn ich heimkomme, darf ich durch einen Druck den ganzen Anstieg hell beleuchten, wie eine Theaterbühne. Oben zum 5. Stock geht der Läufer aus, allein wir treten, in der Umgebung vornehm geworden, jetzt selber leise auf. Nicht wahr?

Dann stehen wir wieder vor zwei, nur lackierten Glastüren. An der einen liesest Du auf Porzellan den Namen Balthasar Rezbach, darunter auf einer Visitenkarte, mit Tusch schön geschrieben, meinen Namen Moïse Harnisch. Lache nicht, es paart sich Zartes mit dem Starken! Mein Vater, schon im Neugeborenen um mein Wesen wissend, hat mir das zweifältige Merkmal gefügt.

Und tritt ein! Frau Rezbach, die Witwe, kniet im Gang beim Fußfüßel. Kannst Du ganz steil auf den hinteren Bogenrand des Absatzes übers Rasse laufen, dann bist Du für immer auch ihr Freund. Sie ist eine gute Seele, trotz spitzer Nase und den beiden gelben Zähnen, die hegenhaft aus dem eingefunkenen Mund drohen.

Bitte, meine Stube . . . Sie hat eine schiefe Wand und ist nur blau-weiß gestrichen. Rumpfe nicht die Nase! Vielmehr tue dieses Dein für den wahren Wesensodem der Dinge geschaffene Organ auf! Hier ist reine Luft . . .

Und Deine Augen kannst Du Dir aus dem Krug da waschen, daß ihnen des Lichtes nicht zu viel wird.

Den ganzen Tag gehört mir die Sonne, von morgens bis abends. Keine Traube am Elfinger Berg, wo unseres Königs Wein wächst, hängt so in der Sonne. Ich kann ein Buch von ihrem wunderbaren Wirken schreiben, und mein Blut, meine Leber, meine Magenwände vermögen über ihre mildigliche Kraft zu erzählen. In den heißen Monaten spare ich daheim den Schneider, und bin in das feinste Gewand gekleidet, das keinem Dieb noch Gerichtsvollzieher anheimfällt, das rätselhaft im Licht nicht bleicht, sondern sich bräunt, o so staunig bräunt, und herrlich duftet.

Dem immerwährenden Herzen der Welt ist auch meine Seele zugewendet, gleich der Blume und gleich dem Wassertropfen in das Gestirn des Lebens gerückt. O die stillen Stunden solcher Durchscheinung!

Dort am Fenster habe ich vier Vorhänge hintereinander: einen zarten weißen, einen rosafarbenen, einen blauen und einen gelben, zum Dämpfen und Mischen, wie Du willst, auch alle Farbenspiele des gütigen Erdenerschöpfers zu treiben. Und diese Spiele sind mehr geworden als Zeitverscham. Ich habe erfahren, daß da nicht nur ein Wechsel für das Auge wirkt. Ich fühle weiß, rosafarben, blau, gelb, gedämpft und gemischt. Jedes bringt eine andere Außenwelt und eine andere Innenwelt. Ich übe mit den Vorhängen eine Art Kur an meiner Seele, wie an meinem Leib; Zauberbäder, so noch kein Arzt fand. Ich lese Goethes Farbenlehre und weiß, wie hier noch Wunder des Weltwesens schlafen.

Zeugte die schiefe Wand (holder Sinn der Not) um das Fenster nicht diese Mische, diesen Kapellenauftritt in die Sonne, in Wolken, in Winde, in die Sterne und den Mondesschein? In der Ecke meine Gitarre hat dann den schönsten Klang unter den Instrumenten aller Meister. Und niemand außer mir weiß ganz, was ein Lied von Eichendorff ist.

Schaue hinüber und hinunter! Die Straßenstadt endet an unserem Eck. Die grüne, blütendurchschäumte Stadt der Willen und Gärten fängt an, die Anhöhe hinauf. Die Willen leuchten für mich und die Gärten grünen für mich. Mein Verstand versteht die trüben Reihhämmer der Menschenherde nicht, die keine wohlhabenden Leute will und keine edlen Sitze mit vornehmen Frauen darin. Ich kann mir deren nicht genug denken. Denn sind sie nicht mein Eigentum, auch wenn im Grundbuch auf einen scheinbar verschriebenen Namen eingetragen? Sind sie nicht Zier- und Freudenbau für mich, der seine Einbildung fürstlicher in ihnen spazieren lassen kann, als die Herren Besitzer ihre Füße? Wahrhaft, auch ihr lieber Baumeister hat sie mir errichtet und meinen Augen.

Ein Fräulein steht drüben gern auf dem Balkon in seidnen Kleidern. Ich danke allen ihren Müttern und Ahnfrauen für die Jahrhundert her aus wohlgepflegtem Blut gekommene Augenzier. Ich sehe in ihr Zimmer ein wenig hinein, mit dem Ferngucker, wenn sie sich anzieht; sehe den Kopf, den Hals und die zu den braunen Haaren aufgehobenen Arme. Aber das unterließ ich seit einer Woche und unterlasse es fortan. Um solch adeliges Geschöpf soll man nur Sonette herumdichten. Sie tritt auch nachts heraus, wenn ich singe; und dieser Lage hingen drüben am Geländer des Balkons ein weißer, ein rosafarbener, ein blauer und ein gelber Schleier. Aber die junge Dame hat einen Bräutigam. Ich werde ihr wohl einmal ein Hochzeitscarmen schicken, was, wie ich Dir nachher berichten werde, in meinen Beruf schlägt.

Vorher blicke noch an den zwei Flügeln unseres Hauses den Sandsteinfelsen hinab! Ist das stattliche Gebäude nicht ebenso wahrhaft hergestellt, um oben auf seiner Stirne meine Dachstube zu tragen? Soll ich den Herrschaften an den Teppichkorridoren gram sein, weil ich über ihnen wohne? Auch sie haben Töchter; mein Rücken spürt, daß deren Augen mir manchmal herauf nachgehen, fürwichtig, in welchem Zauberkelt ich mich verbräuche. Ja, ihrer zwei scharmuzieren unter meiner Abwesenheit der Frau

Rezbach, und an dem Morgen, als drüben die Schleier wehten, stand auf meinem Tisch ein Veilchenstrauß. Der Weg könnte mir voll seiner Abenteuer liegen, möchte die Hand aus meinem Burggemach nur hinuntergreifen.

Allein, wertester Freund, weißt Du, was angeborene Schüchternheit ist? Bei Achtzehnjährigen, bei Achtundzwanzigjährigen, bei Achtunddreißigjährigen? So alt bin ich und hab's vielleicht erkannt. Es ist Selbstschuß unserer teuren Seele, daß sie ihr Kostbares nicht preisgebe. Mimitri. Wie der grüne Käfer sich glanzlos ins grüne Gras vertriecht, erlöschten die aufgebrochenen Freudenfarben des Gros bei einer freundlich drohenden Begegnung an uns. Man wird grauer Fußgänger unter den Fußgängern und drückt sich unscheinbar zur großen Mauer.

Ich glaube, ich werde als Sechzigjähriger noch unscheinbar und grau werden, aber dann hier oben in meiner Phantastekammer hundertweise wohl erhaltene Erinnerungen haben, die ich, vielleicht ein wenig schmerzlich, aber doch leuchten lassen kann.

Kennst Du, der Dichtungen Kenner, den Vers?

Gemach sind die kundigen Jahre gekommen:

Das nie wir uns nahmen, wird nie uns genommen.

Was aber könnte der Himmel selbst spenden,

Als wie dann die Wünsche in Bilder sich wenden

Und auch die Geliebten werden Legenden?

Siehe, dazu ist die angeborene Schüchternheit. Sie bleibt im späteren Leben nur den Auserwählten, welche freilich von den unkundigen Anderen die Dummen geheißten werden.

Bis herein in die Stube ranken sich die lieblichen Ereignisse. Neulich sah eine vom Himmel ausbündig schön gebildete Frau hier auf diesem meinem zweiten Stuhl, um ein Poem bei mir zu bestellen. Wir plauderten, es gefiel ihr da, auch mich schauten ihre Augen manchmal an, daß ich nicht mehr reden konnte. Dann vor dem Gehen nahm die Dame plötzlich ihre nicht minder 'hölle, elfenbeinfarbene, ebenbildliche Tochter in den Arm, küßte das etwa zehnjährige Kind und befahl ihm, auch mir einen Kuß zu geben.

Siehe, so war eine vornehme Frau in der Dachstube des Alois Harnisch! Noch rieche ich manchmal den Duft, wie den Duft einer jeden, die bei mir gewesen ist.

Und in dem von diesem Frühling vertriebenen Winter ging ich auf der Königstraße am Weihnachtsabend spazieren, mit dem geheim lustvollen Willen, Freuden zu bereiten. Die Buben und Mädchen hielten von ungefähr einen silbernen Fünzfinger in der Hand und staunten mir nach; auch barg meine Tasche noch ein paar Scheine. Vor einem Kürschnerladen aber sah ich ein armes, armutreiches Fräulein stehen; das fror in dünnen Handschuhen. Da lief mein Herz in den Laden hinein, und nach ein paar Minuten staken draußen zwei Fäuste in dem schwarzglänzenden Muff, den die Blicksterne des dürftigen Wesens liebhaft hatten. Ich entwich unerkant unter dem herabgekrempten Hut.

Am heiligen Morgen sah ich beim Kaffee und Kuchen; es klopfte, in der Lüre stand der schwarzglänzende Muff und darüber das glückliche Gesicht eines weiblichen, tausend Wochen alten Besuches, der auf merkwürdige, nie laut gewordene Art von dramatischen aus den Hunderttausenden zu mir herauf gesunden hatte, um mich mit seinem Dank zu beschenken.

In dieser Woche zufällig hängt dort an meinem Bett Fräulein Johanna Morgenroth mit dem Muff. Ist's nicht ein Wohlgefallen?

Und weißt Du, jede Woche hängt ein anderes Bild dort. Denn seltsam, von frühen Jünglingszeiten an habe ich die Photographien meiner mancherlei Herzensbilder gesammelt, und meist war mit dem Besitz des Konterfeis auch die Geschichte beschlossen. Deren keine hätte sich so schön zu End gelaufen auf den Straßen der Erfüllungen, wie hier im Hag des immergrünen Angedenkens.

Tag und Nacht, eine Woche lang jedesmal, beschirmen mich wechselnd die frischen Geister meines sonst abgelegten Lebens. O, wie ich liebe Namen sagen lernte in solcher meiner Zwiesprach! Und keines der Gesichter kann mir entgegenlagen, ich habe es verraten, dieweil ich allen treu geliebt.

Auch kennt man allgemach die Frauen, wenn man sie so unleihaftig geworden an der Wand wieder betrachtet, immer wieder eine Woche lang, bald in Heimweh, bald in einverständlicher Banne, tief ins Gefälte der vom Bild eingesangenen Gestalt, und im Wandel spielenden Vergleiches. Es ist dann in aufgegangenen Augenblicken kein Gesicht mehr, was ich sehe, sondern ein Antlitz, das zweite Gesicht.

Don Juan und Casanova sind Gänche geblieben vor dem Hort der Liebesünde, welcher mir in die Truhe gefallen ist.

Du hast die Geschichte des Meisters Gottfried von Zürich gelesen, darin der Landvogt von Greifensee seine alten Schätze zu einem Kongreß beruft und diese dankbare Rede an sie hält: „Wie gut haben es Zeit und Schicksal mit mir gemeint! Denn hätte mich die erste von euch genommen, so wäre ich nicht an die zweite geraten; hätte die zweite mir die Hand gereicht, so wäre die dritte mir ewig verborgen geblieben, und so weiter, und ich genösse nicht des Glückes, einen fünffachen Spiegel der Erinnerung zu besitzen, von keinem Hauche der rauhen Wirklichkeit getrübt. Wohl sind es die Rosen der Entfugung, welche die Zeit mir gebracht hat; aber wie herrlich und dauerhaft sind sie!“

Das ist denn auch meine Geschichte geworden; wird schließlich die Geschichte all derer, die wahrhaft und friedlich von der Liebe reden können.

Auf einmal kommt mir der Geschmack einer Lippe auf meine Lippen; denn jeder Mund, jeder einmal gegebene Kuß, schmeckt anders und ewig hastend; ich nenne das Wesen, das dazu gehören muß . . . Es war nur ein Lufthauch, die liebliche Erscheinung ist weggeschwunden, um mich ein andermal wieder zu überraschen.

Manchmal kommt auch aus irgend einer Nähe oder Ferne durch die Post ein Gruß der Freundin, welche gerade ihre Gedächtniswoche hat. Zufällig? Ein paar, die Hedwig Niehammer und die Luise Roth schrieben seit damals vor elf und dreizehn Jahren zum erstenmal. Zufällig? Sogar ein Brief aus Florida wurde mir an einem Sonntag-Morgen gebracht in dem Augenblick, als ich das einst ausgewanderte Babettschen Zembrod aufhing. Zufällig?

Und kürzlich war die Woche Maria Knies, der Seiltänzerstochter. Sie lehrte mich als Bubens einst, wenn ihre Truppe ins Städtlein kam, auf das (allerdings niedere) Seil gehen. Aber für das hohe Seil wurde ich der Familie zum Erfinder und habe ihren Vorstellungen die Glanznummer gegeben.

In einer Nacht brachte Herr Franz Knie aus der Turmluke einen Flaschenzug heraus, trug ihn in die Mitte des Seils, hatte ihn dort an und ließ einen Strick hinab auf den Schauplatz. Dort hatten die drei Musikanten unter feierlicher Zeremonie einen bunten umbänderten Weidenkorb aufgestellt, setzten sich hinein und zogen sich selber an dem Strick empor.

Und dann nach einer stummen Pause der Spannung erscholl aus der dunklen Luft Geige, Flöte und Piston in den Markt hinein, wie in eine seltsame große Muschel. Alle Neugier verstummte. Stangenfackeln entzündeten sich und erleuchteten die droben hängende Barke des Zauberspiels. Darüber tanzte ein Paar auf dem Seil Menuett.

Das war meine Erfindung. Ich denke mir heut noch manchmal, wie vielen hunderttausend Menschen in deutschen Landen ich da Jahre hin ein Wunder geschenkt habe in ihre Augen und in ihre Herzen hinein.

Die Truppe wollte mich, dankbar beglückt, mit sich nehmen; ich durfte nicht fort und vernahm lange Jahre nichts mehr von ihnen. Neulich aber, dieweil ich der Gespielin gedachte, sah ich sie abends auf dem Seil. So alt und zierlich wie damals. Unspann mich ein Augentrug? Ich erkundigte mich. Das Kind hieß Maria, wie damals. Seine Mutter Maria war gestorben.

Mein Freund, verleugne das Wunderbare nicht! Das Geheimnis ist nur: Der Mensch muß zum Wunder reif sein und den magischen Empfangsapparat in sich tragen, dann geschieht es. Wertester Geistesgast, tue Dir Leib und Seele an, die Probe zu machen! Spürst Du nicht, wie etwa diese Stube viel Zauber zu besuchen pflegt?

Auch glaube mir, das im Faust am Schluß stimmt: Das ewig Weibliche zieht uns hinan . . .

Wenn die Frauen nicht zum Lumpen machen, den machen sie zum Guten und Weisen. Schließlich taucht aus jeder uns einmal teuer Gewesenen etwas wie eine lächelnde, verklärte Helferin hervor, und ihre Augen sind unser Gewissen.

* * *

Ich merke, es regt sich eine schicksliche Frage an Dir: warum ich noch nicht in den heiligen Stand der Ehe getreten sei? Ich möchte antworten: „Eben darum nicht mehr.“

Auch ließe sich, wie zu bemessen, hier kein zweites Bett aufstellen, geschweige denn eine Wiege dazu. Und diese Stube denke ich nimmer zu verlassen; es sei denn, daß ein Blitz oder ein Erdbeben mich, den Unfreiwilligen, hinauswirft.

Siehe, dort an meiner Siegestatt hinter dem Bildlein gerade am Kopfstücken, geht ein zackiger Riß durch die Wand, von oben bis unten. Der ist auch vom Erdbeben. Ich habe den Spalt mit

dem Messer ein wenig nachgebohrt; noch ein Schärrettslein, und das Loch wäre fertig gewesen. Denn . . . oder . . . verzeih den Fehlschlag der Zunge! . . . aber drüben schläft eine Magd von unten aus dem Haus.

Horch! Die Wand ist dünn, wenn ich daran klopfe; man nennt das Kieselwand. Ich höre, wenn sich das Mädchen nachts drüben umdreht, wenn es tief atmet oder einmal aus dem Traum aufseufzt. So nahe liegt mir ein blondes, ganz vergißmeinnicht-äugiges Ding, nach dem Sprichwort wörtlich geschaffen aus Milch und Blut. Dieses Nebeneinander, begreife Einsichtiger, ist nicht immer leicht; und ich kann hin und wieder die sonderbare Lagerung nicht anders an mir spüren, als wie eine Magnetplatte, die man auf Handbreite mit einer zweiten Magnetplatte zusammenläßt.

Doch mein Finger hat noch nie geklopft. Das Mädchen wird einmal ein braver Bursch aus Dornstetten im Arm haben. Zartgefühl rührt mich, wenn ich hinüberdenke, und Zucht hat meinem Körper abgewöhnt, sich ungeschickt laut zu äußern.

Sechs Mädchen atmen im Schlaf nebeneinander in gleichen schmalen Zellen, den linken Dachflügel entlang, nicht alle schön, aber jede jung und ländlichen Korngeruch von sich gebend. Es ist, als wirke was von ihnen auf mich, als käme eine Kraft von ihnen zu mir. Die Wissenschaft hat diese Geheimnisse noch nicht aufgeklärt, aber sie sind da, wie die heilige Kraft in allen Erdendingen.

Ernste große Gefühle füllen mich, auch das letzte Püflein nach dem Abenteuer versinkt darin. Ich zünde meine Kerze an, wie ist das seltsam! Dort das blutwarme Leben, das mir nicht gehört, und das ich für sechs andere Männer segne. Ueber mir die Augen der holden Vergangenheit. Rechts nebenan die eingetrocknete Witwe, welcher ich, der Fremde, vielleicht einmal die Wimpern schließen werde.

Bin ich nicht zu einem Gleichnis gemacht in meiner Mitte?

* * *

Ich kann aus der Stube auch auf den Gang der Mädchenkammern gelangen; dort steht nüchtern, vom Hausbesitzer an den grauen Türen angemalt 1r., 1l., 2r., 2l., 3r., 3l. Die zwei unbelebten Kammern fürs Parterre sind auf dem Flur der Frau Rehbach untergebracht. Da ging eines Tags mein frohmütiger Geist her und heftete mit gelben Reißnägeln über die harten Ziffern bedeckende, feine, weiße Karten. Darauf prangten die Namen: Maria, Rosalia, Katharina, Theresia, Genoseva, Walburga. In ihrem edlen, vollen, legendenhaften Laut die sechs Namen schön ausgeschrieben. Als ich mein Wichtelwerk selber beschaute, dachte ich: jetzt hast du den Aschenputteln die goldenen Schuhe angezogen, die ihnen rechtens gehören, und jeder ihre Gloria ins Haar gesetzt.

Nie bin ich Zeit meines Erdenlebens so dankbar angelacht worden, wie von den Erhobenen, und am Abend sangen sie mir auf dem Gang ein zweistimmiges Lied.

Ich stand gerade mit dem kleinen Thomas im Arm unterm Fenster. Die Sonne beschien die paar Pfündlein Rosenfleisch. Ich hob es in die Sonne hinein, hoch hinaus aus dem Fensterahmen und ließ das saftige Geschöpf mit Licht durchdrinnen, inständig dreimal den Wunsch ausdenkend, daß der Bub davon lebe, wachse und blühe. Ja, ich sagte die Benediction zuletzt laut lateinisch im Birkelspruch der Studentenzzeit: „Vivat! Crescat! Floreat!“

Das Bürschlein wurde ganz still, als wüßte es, wach eine Taufe an ihm geschehe.

Thomas ist aus dem Haus, sitzt aber immer bei der Frau Rehbach, die ihn unmuttert, sinderisch ergötzt und am gernsten in sich einschloß. Ich sehe die unsterbliche Liebe in dem absterbenden Gehäus ihres Körpers. Das Kind streichelt das zerfallene Gesicht, greift neugierig die Falten ab, und die ewig staunenden Augen strahlen vor Offenbarungen.

Hast Du schon daran gedacht, warum Kinder die Greisinnen schön finden, sich mit allen ihren Sinnen an sie schmiegen? Sind die Mütterlein nicht wahrhaft schön? Vom langen leid- und lustvollen, gütig reich gewordenen Leben? Sind unsere Augen verderbt, daß wir nimmer sehen wie die Kleinen?

Thomas küßt die Siebzigjährige auf die verdorrten Lippen. Gestern war ihr Geburtstag, da habe ich ihr dann gleichfalls einen Kuß gegeben. Freude übergieß die Liebkoste; es ist vielleicht die letzte meiner Herzenserklärungen. Wichtig hatte sich, irgendwie hellsehend, Frau Rehbach auf den Tag für mich photographieren lassen als älteste meiner Freundinnen. Und siehe, auch das Objektiv der Kamera hat ein Kinderauge. Wie verklärt schaut das Bild uns an.

(Schluß folgt)